Omas Bibel auf der Krebsstation

Lars Bräunlich

Bei meinen Großeltern in Altenburg, bei denen ich wegen der Scheidung meiner Eltern aufwuchs, stand in der „guten Stube“ eine Kommode mit einem Fach, das mich als kleines Kind magisch anzog. In ihm lag eine schöne schwarze Bibel, die meine Oma zu ihrer Hochzeit bekommen hatte und wie einen Schatz hütete.

Als ich später lesen konnte, interessierten mich jedoch andere Bücher, und für den Glauben meiner Oma hatte ich nur Spott übrig.

In meiner Schulzeit ab 1972 ging ich den damals in der DDR üblichen Weg: Ich wurde „Jungpionier“ und später durch die Jugendweihe in die Reihen der „Freien Deutschen Jugend“ aufgenommen. Marx und Lenin stiegen zu meinen Leitbildern auf und die naturwissenschaftlichen Fächer prägten mein Weltbild. Darwins Evolutionstheorie hatte es mir besonders angetan. Ich wusste, wie das Leben entstanden war und was die Welt im Innersten zusammenhält!

Das war die eine Seite von mir. Die andere, die niemand kannte, war von vielen Fragen und Existenzangst geprägt. Um mich her geschahen Dinge, die mir Angst machten: Das kleine Mädchen von nebenan starb an Blutkrebs. Der Tod meines Opas traf mich schwer. Ich weiß noch, wie ich dem Krankenwagen ein Stück weit weinend hinterherrannte – ich wollte Opa so gern helfen. Auch das Hinfälligwerden

meiner Oma zeigte mir, wie schnell ein Leben vergeht. All das ließ mich mit vielen Fragen zurück, auf die ich keine Antworten fand.

Die bloße Ankündigung, in der Schule würde eine Reihenuntersuchung durchgeführt werden, bereitete mir schlaflose Nächte, weil ich befürchtete, man könnte bei mir eine schlimme Krankheit entdecken. Ich hatte panische Angst vor einer Krebserkrankung und um Krankenhäuser machte ich einen großen Bogen. Auch Friedhöfe mied ich. Ihre Bezeichnung empfand ich als Augenwischerei. Ich hätte sie „Angsthöfe" genannt, weil mir dort jeder Grabstein die eigene Endlichkeit vor Augen stellte. Der Tod war damals mein größter Feind, dem ich ohnmächtig gegenüberstand. Da halfen mir weder Marx, Engels noch Darwin samt ihren tollen Theorien.

Eins aber gab mir etwas Frieden ins Herz: der Sternenhimmel. Als kleiner Junge hatte ich oft staunend an Opas Hand unter der funkelnden Pracht gestanden, während er mir die Sternbilder erklärte. Sie faszinierten mich. Einige Jahre später fand ich in einer Jugendsternwarte Freunde, die ebenso begeistert waren wie ich. Das waren echte „Sternstunden", wenn ich dort nachts allein am großen Fernrohr saß und unfassbare Weiten durchstreifte. Ich sah z. B. den Andromedanebel, Milliarden Sterne, die wie eine schimmernde Ellipse aussahen. Die Tatsache, dass ihre vor über zwei Millionen Jahren ausgesandten Lichtstrahlen nun in meinem Auge ihre lange Reise beendeten, versetzte mich in ehrfurchtsvolles Staunen. Ich entdeckte noch viel mehr Wunderbares. Das alles sollte ein Zufallsprodukt sein? Ich war mir da nicht mehr sicher.

An den Abenden zog ich oft mit meinem kleinen Fernrohr hinaus auf die Felder vor der Stadt. Dort

fühlte ich mich mit den Sternen über mir irgendwie getröstet und spürte, dass es mehr geben musste als meine bisherige Lebensphilosophie. Das Sternbild der Kassiopeia hat die Form eines großen W. Darin sah ich die drei großen W-Fragen meines Lebens vor mir stehen: Woher komme ich? Wozu lebe ich? Wohin gehe ich am Ende meines Lebens? So freundlich die Sterne mir auch zufunkelten, sie gaben mir keine Antwort auf diese brennenden Fragen.

Gott und Glaube lehnte ich als aufgeklärter Mensch grundsätzlich ab. Aber auch bei den Autoritäten meiner Weltanschauung wie Darwin, Nietzsche oder Marx fand ich keine Antworten. Es war für mich unfassbar, dass solch große Wissenschaftler wie Einstein, Planck, Heisenberg und viele andere ihr Lebensfundament im Glauben an Gott gefunden hatten. Das konnte ich einfach nicht begreifen!

Da ich für mein schwankendes Leben keinen Ankerplatz fand, aber nötig einen brauchte, bastelte ich mir einen „Nothelfer": Etwas, das über meinen Ängsten und Fragen stand und in das ich alles legen konnte, was mich so beunruhigte. Ich hängte ein Foto des Andromedanebels, dieser wunderschönen Galaxie, in meinem Zimmer auf. Ihr vertraute ich meine Sorgen an. Das hatte schon einen Hauch von Anbetung: die Richtung stimmte, es ging nur an die falsche Adresse. Heute schmunzle ich darüber. Wie sollten mir diese Sterne Ruhe und Frieden im Herzen schaffen können? *Irgendwo muss es etwas Wirksameres geben,* sagte ich mir – nur wo?

Als die Schulzeit zu Ende ging, erfüllte sich ein Traum: Ich durfte eine Lehre als Autoschlosser beginnen. Aber mein Glück währte nicht lange: Ein paar Monate später fühlte ich mich plötzlich elend und wurde immer schwächer. Mit großen Anstren-

gungen schleppte ich mich in die Berufsschule und wieder nach Hause. Nachts erwachte ich schweißgebadet, hatte stundenlang Nasenbluten und große Angst. Sie hielt mich davon ab, zu einem Arzt zu gehen.

Eines Tages brach ich auf der Lehrstelle zusammen und wurde ins städtische Krankenhaus eingeliefert. Aber niemand teilte mir die Diagnose mit. Ich wollte auch gar nicht wissen, was mit mir los war, weil ich zu viel Angst hatte, der Wahrheit ins Gesicht zu blicken.

Nach einigen Wochen, in denen es mir immer schlechter ging, brachte man mich nach Leipzig in das Universitätsklinikum, weil die Ärzte offensichtlich nicht mehr weiter wussten. Die Fahrt dorthin erfolgte in einem Kleinbus voller Patienten. Der Fahrer brachte sie in verschiedene Krankenhäuser. Als er den vorletzten ablieferte, blieb ich im Bus allein zurück. Neben dem Fahrersitz lag noch *ein* brauner Umschlag. Ich wusste, dass er meine Diagnose enthielt. Ich nahm all meinen Mut zusammen, öffnete ihn und las: „Verdacht auf akute lymphatische Leukämie".

Ich saß wie gelähmt da und starrte hinaus. Es schneite. Die Schneeflocken tanzten sterbend zu Boden, ganz langsam wie in Zeitlupe – total unwirklich! Ich hatte zwar geahnt, dass es etwas Schlimmes war, aber Blutkrebs ... Ich war 17 Jahre jung und erlebte den größten Schock meines Lebens, der in einem Augenblick alles zerstörte, was mir wichtig war.

Als der Fahrer zurückkam, fragte er mich erschrocken, wie es mir ginge. Etwas später in der Klinik versagten mir plötzlich die Kräfte. Man musste mich in einem Rollstuhl auf die Station bringen. Ich wurde zu einem Patienten in ein Zimmer geschoben. Er

war etwa so alt wie ich, lag verkrampft in seinem Bett und stöhnte laut. Das war zu viel für mich.

Andreas wurde mein Freund. Er war ein großer Fußballfan. Als Torwart in einer Jugendmannschaft träumte er von einer großen Fußballkarriere. Die anderen Patienten auf der Station waren nicht viel älter als wir. Langsam begriff ich, dass ich nun dort war, wo ich niemals hin wollte – inmitten sterbender junger Menschen. Da waren Kerstin, Bernd, Silvia, Mario, Thomas und viele andere, mit denen ich durch diese schlimme Krankheit verbunden war. Wir waren eine eng verbundene Leidensgemeinschaft. Wir weinten und lachten zusammen, machten uns gegenseitig Mut.

1983 gab es bei der Diagnose Leukämie nicht viele Möglichkeiten, einem das Leben zu retten. Doch viel, viel schlimmer war es, wenn Freunde aus unserer Mitte starben – einfach so ... Und die Erde drehte sich weiter, als wenn nichts geschehen wäre. Das war so deprimierend und jeder von uns hatte große Angst, ihnen bald folgen zu müssen.

Darunter war Silvia, die so wunderschön zeichnen konnte. Wir hatten uns lieb – und hofften auf eine gemeinsame Zukunft. Durch ihren Glauben an Jesus legte sie ein Samenkorn in mein Herz. Sie starb bald darauf – mit 21 Jahren. Traurig, aber dankbar, stehe ich heute manchmal an ihrem Grab.

Auch ein anderer Mitpatient hat in meinem Leben Spuren hinterlassen: ein Pfarrer, etwa Mitte 40. Als er sich vorstellte, war ich innerlich empört: Ein „Pfaffe“ und dazu noch in meinem Zimmer! Und ich dachte: *Was für ein Gott muss das sein, der nicht einmal einen seiner Diener vor Leukämie bewahren kann?* Doch dann lernte ich ihn und seine Familie kennen. Seine Frau kam mit den Kindern fast jeden

Tag, und mit ihnen kamen Gitarre, Akkordeon und Gesang auf die Station. Nach und nach erkannte ich, dass diese Christen gar nicht so verkehrt waren.

Als wir Zwei Freunde geworden waren, erzählte er mir aus seinem Leben. Als kleiner Junge hatte er im Krieg schreckliche Dinge erlebt. Dass er dennoch als Pfarrer voller Überzeugung einen gütigen und barmherzigen Gott verkündigen konnte, beeindruckte mich sehr. Sein Glaubensfundament war echt, denn es hielt auch im Leid. Das sagte mir: Gott *muss* existieren!

Er wusste, dass er bald sterben würde, weil er zu alt für eine Knochenmarkstransplantation war. Mit ruhiger Stimme sagte er einmal: „Lars, ich weiß, wohin ich gehe." Das war nicht gespielt! Mir wurde klar, dass sein Reden kein Selbstbetrug war und er mit seinem Jesus etwas hatte, was mir völlig fehlte – Frieden. Noch lange nach seinem Tod klangen seine Worte in mir nach. Dieser Christ war ruhig und gelassen angesichts des Todes; ich aber war das Gegenteil. Ich beneidete ihn um seinen Glauben.

Es gab in diesem Jammertal aber auch ein paar Sonnenstrahlen. Mich behandelte ein junger Arzt, den wir alle mochten. Da es 1983 in der DDR noch keine Infusionssysteme gab, wurden die Medikamente per Spritze in den Blutkreislauf injiziert. Das dauernde Anstechen der Venen war schmerzhaft und daher war ich froh, durch diesen mitfühlenden Arzt behandelt zu werden. Er hieß Frank und war bei uns beliebt.

Zur Behandlung kam er mit einem Tablett voll großer Glasspritzen an mein Bett. Schon allein von diesem Anblick wurde mir übel. Die Venen waren inzwischen sehr zerstochen und es war für Frank schwer, die Nadel gut zu setzen. Dann wurden die

krebszerstörenden Zytostatika in den Blutkreislauf gespritzt. Da das nur langsam geschehen durfte, kamen wir miteinander ins Gespräch.

Neben mir auf dem Nachttisch lag die alte Bibel aus der Kommode meiner Oma. Lange Jahre hatte ich sie nicht beachtet. Auch jetzt las ich nicht darin. Sie war einfach ein Andenken, ein Stück Zuhause. Vielleicht war es diese Bibel, die Frank ermutigte, von seinem Glauben zu sprechen. Ich dachte zuerst, ich höre nicht richtig! Ein gebildeter Mensch erzählt mir etwas von Jesus und was der für tolle Dinge in seinem Leben getan hatte.

Mir ging es ohnehin schon schlecht und dann noch solches Geschwätz. Ich mochte Frank, ja, aber was er erzählte, löste Verwunderung und Enttäuschung in mir aus. Ich sagte ihm offen, ich verstünde nicht, wie ein kluger Mensch solchen Ammenmärchen Glauben schenken könnte. Und überhaupt: Wenn es nun wirklich diesen lieben, gerechten Gott gäbe, warum habe gerade ich dann Blutkrebs und nicht irgendeiner meiner viel schlechteren Mitmenschen? Und was ist mit meinen Freunden hier auf der Station, die so jung sterben mussten? Und und und ...

Ich war bestimmt nicht sehr freundlich und dachte, er würde nun beleidigt die Segel streichen und einem Kollegen meine Behandlung übergeben. Aber er hielt meinen Vorwürfen stand, verstand mich und wurde nach und nach zu einem vertrauten Freund.

Auch bei ihm verwirrte mich die Ruhe, die er ausstrahlte. Immer wieder gab er mir kleine Zettel mit Bibelversen, die ich in meiner Bibel nachlas. So erfuhr ich etwas von Jesus und hörte von dem Einen, der mir in meiner Ohnmacht und Verlassenheit

ganz nahe ist, weil er selbst durch das dunkelste Jammertal gegangen ist – um mich von der Verlorenheit zu retten. Wenn er wiederkommt, will er mir das ewige Leben auf einer neuen Erde ohne Leid und Krankheit schenken. Frank erzählte mir, deshalb sei er Adventist: Er warte darauf, dass Jesus in Macht und Herrlichkeit wiederkommt, wie er es versprochen hat.

Vieles von dem erschien mir damals nicht besonders logisch. Ich sah Freunde leiden und qualvoll sterben und las von einem liebevollen und barmherzigen Gott! Ich konnte und wollte das nicht glauben – noch nicht.

Die Chemotherapie war schrecklich. Sie war ein verzweifelter Versuch der Ärzte, den Krebs zu besiegen. Schlimme Übelkeit, Erbrechen, Schmerzen und Ohnmacht waren meine ständigen Begleiter.

Auf unserer Station gab es eine besondere Abteilung, die unser aller Hoffnung war. Sie war nur durch eine Schleusentür zu betreten, auf der in großen roten Buchstaben „KTE“ stand, „Knochenmark-Transplantations-Einheit“. Wir wussten: Hinter dieser Tür beginnt für uns der einzige Weg zum Leben!

Leider war vielen Patienten dieser Weg durch medizinische Schranken versperrt. Auch ich hatte keine guten Karten. Weil sich bei Leukämie der Tumor im Knochenmark befindet, muss dieses ausgetauscht werden. Dazu braucht man einen passenden Spender. Damals gab es noch keine Knochenmarkspender-Datenbank, mit der man vielen hätte das Leben retten können. Man konnte nur im engen Familienkreis nach potenziellen Spendern suchen. Obwohl ich fünf Halbgeschwister habe, blieb die Suche erfolglos. So bestand für die Ärzte nur die Möglichkeit, mein eigenes Knochenmark für die Transplan-

tation zu verwenden. Das war eine Art russisches Roulette.

Auf dieser Station gab es nur drei Patientenzimmer. Ich war einer der Auserwählten! Mit meinen zwei Freunden, Falk-Joachim und Bernd, durfte ich dort einziehen, aber aus Gründen der Sterilität nur das wirklich Allernötigste mitnehmen. Ich weiß nicht genau warum, aber die Bibel meiner Oma war dabei.

Vor der Transplantation musste sichergestellt werden, dass alle Krebszellen in mir vernichtet waren. Daher bekam ich eine mehrstündige intensive Ganzkörperbestrahlung (die fünffache Dosis dessen, was heute als tödlich angesehen wird). Sie war äußerst belastend, so als ob mir ein Orkan alle Lebenskräfte aus dem Körper blies. Ein Strahlenphysiker sagte mir damals: „Du kannst stolz sein, überlebt zu haben, denn solch eine Strahlendosis haben die Menschen in Hiroshima erlitten." Nach der Bestrahlung gab es dann kein Zurück mehr, weil sie ohne eine Knochenmarktransplantation schnell zum Tode führen würde.

Kurz danach bekam ich noch eine Hochdosis-Chemotherapie. Sie nahm den Körper so sehr in Anspruch, dass ich dachte, mein Herz würde mir aus der Brust springen! Nach diesen beiden extremen Therapien existierte praktisch mein Immunsystem nicht mehr. Der kleinste Infekt konnte nun tödlich sein. Deshalb hatte jeder nicht nur sein eigenes Zimmer, sondern lag auch nochmals isoliert unter einem engen Folienzelt, unter das gerade das Bett, der Nachttisch und ein Toilettenstuhl passten. Die Folie war nicht transparent – die Trennwand zum normalen Leben. Besuch bekam ich selten und wenn jemand kam, konnte ich ihn wegen der Folie kaum

erkennen und wegen der lauten Geräusche des Luftfiltergerätes nur schwer verstehen. Diese Situation war extrem belastend. Ich dachte oft, ich würde das nicht länger aushalten und durchdrehen.

Mein Mund und die Speiseröhre waren so mit Pilzen infiziert, dass ich nichts mehr essen konnte. Selbst das normale Schlucken tat weh. Ich hatte das Gefühl, der ganze Körper wäre eine einzige offene Wunde. Jede Minute wurde zur Unendlichkeit. Daher ließ ich die Uhr im Zimmer abhängen.

Einen Luxus hatten wir jedoch: Jeder Patient auf der KTE hatte ein Telefon am Bett. Das war 1983 in der DDR noch eine Besonderheit. Nach Hause zu telefonieren war nicht möglich, weil meine Lieben damals nicht das Privileg eines Telefonanschlusses besaßen. Aber wir drei Freunde konnten uns über das Telefon gegenseitig Mut zusprechen.

Nach einiger Zeit nahm keiner von beiden den Hörer mehr ab. Man versuchte mich zu beruhigen und erzählte, sie seien verlegt worden, aber ich kannte die Wahrheit: Ich war allein übrig geblieben – allein mit meiner Angst.

Nur Frank blieb mir noch. Er war kurz zuvor hier Stationsarzt geworden. Er kam oft zu mir, steril bekleidet mit Kittel, Kopf- und Mundschutz, aber unsterilem Herzen. Wir hatten wieder gute Gespräche. Auf einem Zettel von ihm stand ein Ausspruch von Jesus, der mich ganz besonders ansprach: „Kommt her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken." (Matthäus 11,28) Ich erkannte: Diese Einladung gilt ohne Vorbedingung *allen,* nicht nur denen, die glauben oder ohne Fehl und Tadel sind. *Alle* dürfen kommen und ich begriff, dass diese vier Buchstaben mir galten. Ja, das war die „Erquickung", die ich so dringend

brauchte! Aber all das Elend um mich herum schien so unvereinbar mit der Liebe und Güte eines allmächtigen Gottes zu sein.

Die Zeit spürte ich nicht mehr, nur die Todesangst, mit der ich mich genau beobachtete. Sie war schrecklich! Auf einmal entdeckte ich eine Art Ausschlag auf meiner Haut, der sich schnell über den ganzen Körper ausweitete. In kürzester Zeit wurden daraus richtige Geschwüre. Mir war sofort klar: Jetzt bin ich an der Reihe!

Gefangen in diesem Zelt konnte ich nicht zu irgendwelchen Spezialisten verlegt werden, denn außerhalb des Zeltes war alles unsteril! Es klingt theatralisch, doch es war so: Draußen lauerte der Tod.

Ich wusste zu diesem Zeitpunkt nicht, dass diese extreme Hautreaktion eine schwere Allergie auf ein Medikament war. Die Ärzte hatten keine Optionen mehr, aber man sagte mir nichts – auch nicht, dass ein Telegramm zu meinem Vater unterwegs war.

In dieser Hoffnungslosigkeit blieb nur noch eine Hoffnung: Frank, mein Arzt und Freund! Er kam, setzte sich wie gewohnt an mein Bett, nahm meine Hand und sagte: „Lars, probiere es mit Jesus, du hast nichts zu verlieren.“ Ich sah, wie schwer es ihm fiel, mir diese Hiobsbotschaft zu bringen. Das war nicht das was ich hören wollte – aber es war die schreckliche Wahrheit! Frank hatte mir in all den Monaten immer wieder Mut gemacht, aber nun blieb ihm nur noch dieser letzte gute Rat. Und jetzt, total verzweifelt und am Abgrund des Todes, mir all meiner Hilflosigkeit und Ohnmacht bewusst, schrie ich zu diesem Jesus.

Ich wusste nicht, wie man betet, klammerte mich aber einfach wie ein Ertrinkender an Jesus Christus

und sein Versprechen: „Kommt her zu mir *alle*, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken." Ich schloß mich in dieses kleine Wörtchen *alle* ein, wohl wissend, dass ich nichts Positives vorzuweisen hatte. Ich schrie zu dem, der schon von meiner Kindheit an oft liebevoll an meine Herzenstür geklopft und dem ich als Antwort nur Spott und Hohn entgegengebracht hatte.

Und Jesus überhörte meinen Hilfeschrei nicht, sondern half mir. Er nahm mich in seine Arme und hob mich über diese unüberwindbare Todesschlucht hinweg. Konkret sah das so aus: Die schlimmen Auswirkungen meiner Allergie gingen ohne Zutun der Ärzte rasch zurück und verschwanden dann ganz. Das Knochenmark wuchs an und produzierte wieder gesundes Blut. Ich konnte das alles gar nicht fassen. Auch der Professor und seine Ärzte hatten keine Erklärung dafür – außer einem: Frank.

So begann für mich ein neues Leben. Ich freute mich unendlich und gab es bald auf, das Ganze rational verstehen zu wollen. Die Freude stand über allen Fragen. Erst später, in Gesprächen mit den Ärzten und Schwestern – die immer wieder das Wort „Wunder" gebrauchten –, ahnte ich, dass hier doch Jesus am Werk gewesen sein musste.

Das Leben hatte mich nun wieder. Alles war wunderschön! In dieser Zeit lernte ich meine erste große Liebe kennen. Sie war ein sehr kluges, rationales Mädchen und stand fest im Leben. Vom Glauben wollte sie aber nichts wissen. Es fiel mir nicht schwer, mich anzupassen. Freundliche Einladungen von Frank in die Adventgemeinde lehnten wir dankend ab. Wir liebten die Natur, wo Gott ja auch zu finden war. Ich nahm mein Leben nun wieder selbst in die Hand und schob Jesus beiseite.

Der Winter kam und wir planten einen kleinen Trip in die Dübener Heide. Ich erinnerte mich an meine „religiösen Beziehungen“ und rief in einem Pfarramt an. Ich erzählte etwas von Jesus und fragte nach einem preiswerten Quartier. Die Masche klappte und wir bekamen bei frommen Leuten ein kleines Zimmer, kostenlos! Sie wussten nicht, dass wir uns über ihre Naivität lustig machten.

An einem der nächsten Tage ging es mir plötzlich sehr schlecht. Wir mussten vorzeitig abreisen. Eine schwere Gehirnentzündung (Enzephalitis, viel gefährlicher als Meningitis), die zusammen mit einer gefährlichen Viruserkrankung (Herpes Zoster, ausgerechnet am Kopf) auftrat, brachte mich auf meine alte Station zurück. Ich war hochgradig ansteckend, lag in einem Einzelzimmer und nahm lebensbedrohlich ab. Das Gehirn war angegriffen und ich war geistig verwirrt. Da ich mir unbewusst den ganzen Kopf aufkratzte, wurden meine Hände ans Bett gebunden. Ich weiß von dieser Zeit fast nichts mehr.

Für die Ärzte, die wochenlang versuchten, mein Leben zu retten, war meine Genesung wieder rätselhaft. Sie sagten mir, jede der beiden Erkrankungen hätte mich eigentlich das Leben kosten müssen. Als ich entlassen wurde, war ich total am Ende – auch am Ende meiner ablehnenden Haltung Gott gegenüber.

Ein Liedtext von Gerhard Schöne beschreibt meine Erfahrung: „Oh Gott, mein großes Glück, dein Lieben hat kein Ende. Du hältst mich nicht zurück, wenn ich mich von dir wende. Doch wenn ich ausgebrannt, verzweifelt schrei nach dir, kommst du mir nachgerannt und heilst die Wunden mir.“ So ist Gott – Gott sei Dank!

Durch die Leukämie stoppte er mein „Dahinstolpern“ auf der Lebensbahn. Die Kurskorrektur führte durch ein tiefes Tal, ein echtes Jammertal der Ohnmacht und Tränen. Alles war mir zerbrochen, bis ich endlich ganz aufgab und mich in Gottes ausgestreckte Arme fallen ließ und bei ihm Frieden fand. Durch den Glauben an Jesus Christus erhielten auch die Fragen nach dem Woher, Wozu und Wohin meines Lebens endlich ihre Antworten.

Inzwischen sind 22 Jahre vergangen. Es sind geschenkte Jahre, in denen mich Jesus schon oft durch dramatische Kurskorrekturen vor dem sicheren Untergang bewahrte. Und das, obwohl ich ihn immer wieder neu enttäuschte.

Jesus ist mein Lebensretter – jeden Tag! Er ist der gute Hirte meines Lebens, der nicht müde wird, sein „blödes Lars-Schaf“ zu behüten. Er, mein bester Freund, sagt: „Meine Schafe hören auf mich. Ich kenne sie, und sie folgen mir. Ich gebe ihnen das ewige Leben und sie werden niemals umkommen. Niemand kann sie mir aus den Händen reißen ... *Ich* bin der Weg, denn ich bin die Wahrheit und das Leben.“ (Johannes 10,27.28; 14,6 GNB)

Das ist mein festes Lebensfundament, auf dem ich leben und eines Tages auch sterben kann. Ewiges Leben, ohne Leid, Tod und Tränen, und ein Wiedersehen mit den vielen lieben Freunden, die der Tod geraubt hat – darauf freue ich mich!